



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Katholische Erzähler der Neuzeit**

**Keiter, Heinrich**

**Paderborn, 1880**

Fernan Caballero.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15316**

## Fernan Caballero.

Fernan Caballero ist eine so eigen geartete Erscheinung unserer neueren katholischen Literatur, daß eine kurze Darstellung seiner Weltanschauung der ästhetischen Würdigung seiner herrlichen Dichtungen vorausgehen muß. Wir finden dann zunächst, daß Fernan Caballero es liebt, die confessionelle Seite stark heraus zu kehren. Er ist nach seiner eigenen Aussage gern geneigt, den verschiedenen Ansichten der Menschen Rechnung zu tragen, nur in einem Punkte macht er keine Concessionen: „Das sind die religiösen Angelegenheiten; denn die ewige Wahrheit lautet: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich, eine gleich allen, die von jenen göttlichen Lippen geflossen sind, herrliche, kurzgefaßte Regel, deren Sinn die Toleranz in göttlichen Dingen deren Kürze alle Redensarten in Staub verwandelt.“<sup>1)</sup> Dieser Entschiedenheit entspringen zahlreiche aggressive Bemerkungen von Seiten des Dichters, die nach dem Gesetze der Objectivität in einem Werke der Dichtkunst nicht zu finden sein sollten. Indessen das Gesetz der Objectivität, welches dem Dichter jedes persönliche Hervortreten verbietet, scheint Caballero gänzlich unbekannt zu sein. Es finden sich überall in seinen Werken zahllose polemische und apologetische Bemerkungen, welche zwar durch die Situation angeregt werden, aber nicht mit Nothwendigkeit aus ihr hervornachsen. Caballero ist aber der Meinung:

<sup>1)</sup> *Sagrinas* I. 132. (Uebers. von Lemcke, Wolf und Clarus.)

„Der Schriftsteller hat ein vollkommenes Recht, so viele Abschweifungen zu machen, als er will, wie der Leser das Recht hat, sie nicht zu lesen.“<sup>1)</sup> Hier müssen wir ihm entschieden widersprechen. Ein erzählender Dichter hat nicht das Recht, mit seinen Ansichten persönlich hervorzutreten; er soll im Gegentheil, nach Goethe's trefflichem Ausdruck, „als ein höheres Wesen im Gedichte nicht selbst erscheinen,“ sondern gleichsam „hinter einem Vorhange lesen, daß man nur die Stimme der Musen zu hören glaubt.“

Eine beständige Polemik ist die Folge von Caballero's ästhetischen Grundsätzen. Streng und entschieden eifert er gegen die Halbreligiösität, den Indifferentismus und den Unglauben der höheren Stände, gegen den Liberalismus der Regierung. Eine solche Polemik liebt die Gegensätze, darum steigt Caballero gern zum Volke herab, welches sich den Schatz des Glaubens unbekümmert bewahrt hat. Diesen in all' seiner Lieblichkeit, all' seiner reizenden Naivetät zu charakterisiren, theilt Caballero selbst und durch die Personen seiner Dichtungen zahlreiche sinnige Märchen und Lieder, Sprüche und Legenden mit, welche er aus dem Munde des Volkes geschöpft und welche beweisen, wie sehr in Spanien Religion und Poesie verwachsen sind, oder vielmehr war, wenn man die Gebildeten in Betracht zieht.

In zweiter Linie ist Fernan Caballero vom strengsten Conservatismus, den Ideen und Bestrebungen der Neuzeit gegenüber verhält er sich durchaus abwehrend und feindlich. Er wird nicht müde, das neunzehnte Jahrhundert, „das Jahrhundert der Engherzigkeit und Erbärmlichkeit“, als in all seinen Resultaten durchaus verfehlt zu bezeichnen und seine Errungenschaften mit wegwerfender Miene zu beurtheilen. So sagt er: „Wundervolle Civilisation! Du

<sup>1)</sup> Im Glück und Unglück. S. 174.

erhabenes Streben nach Vollkommenheit, du, die du im vergangenen Jahrhundert so Großes hervorgebracht, warum bringst du jetzt nur Mißgeburten zur Welt?" Und an einer andern Stelle: „Aufgeklärte Neuerer! Ihr habt diesen abscheulichen Firniß langweiliger Aufklärung fabricirt, der sich wie ein künstlicher Glanz, wie eine Lüge über alles erstreckt.“

Infolge dieser Antipathie gegen Neues und Neuerungen finden sich denn zahlreiche Ausrufe, entrüstete Reden, bittere Sarkasmen gegen die moderne Cultur und Wehrufe über das Schwinden der einfachen Denkweise. Charakteristisch sind die erbitterten Ausbrüche gegen das Geld, den Erfolg, gegen die Weltmänner, gegen den Spleen, die Hochzeitsreisen, gegen Rahlköpfe u. s. w. Das muß man aber Caballero lassen, er spitzt die Gegensätze nie persönlich zu. Seine Gestaltungskraft, sein Drang nach künstlerischem Schaffen sind zu groß, als daß sie, einmal im Fluß, durch die Gesinnungen gehemmt werden könnten. So sind denn auch die ihm verhaßten Vertreter anderer Richtungen mit dichterischer Unparteilichkeit ohne jede Gehässigkeit dargestellt. Das sündige Weltkind Alegria ist mit demselben Reize umgeben wie die fromme Lagrimas. Und wenn Caballero auch tausendmal versichert, daß ihm Alegria durchaus nicht gefalle, so kann er doch nicht verhindern, daß der entzückte Leser mit Liebe dem schönen Mädchen nachblickt. Das ist der beste Beweis für Caballero's dichterische Größe. Wo es auf das ankommt, was den Dichter ausmacht: auf die Gestaltung interessanter Charaktere, da ist er mit ganzer Seele Dichter und nichts als Dichter, Schöpfer lebensfrischer Gestalten. Was schadet es dann, daß er Stadt und Land, Städter und Bauern in scharfen Gegensatz bringt und letzteres und letztern offen vor den erstern begünstigt? Mag er es, solange er uns unterhält und fesselt.

VI. 3. hülgnll dan hülgn m? (

Endlich ist Caballero Spanier und zwar ein Spanier vom reinsten Wasser. Seine Dichtungen zeigen einen nationalen Gehalt, wie ihn nicht viele Dichter der Weltliteratur aufzuweisen haben. Er ist der spanische Dichter par excellence. Mit glühender Neigung liebt er das schöne Land, an welches er mit so vielen Banden gefesselt ist; er schwärmt für dessen glorreiche Vergangenheit, für die großartigen Eigenschaften seines Volkes, für seine lieblichen Sitten und Gebräuche. Aber das neue Spanien ist nicht mehr das alte. Vieles hat die Zeit geändert, vieles ist durch den Verkehr mit andern Nationen, durch fremdländische Einflüsse verloren gegangen. Die revolutionären Ideen der Neuzeit, die französischen und englischen Sitten, welche man in den großen Städten so eifrig an Stelle der altspanischen zu setzen sucht, haben den echten spanischen Geist angefressen, ja, drohen ihn mit der Zeit ganz zu verzehren. Diese Veränderung innerhalb seines geliebten Volkes erfüllt Caballero mit tiefem Schmerz. Er eifert gegen die Ausländerei, gegen das verflachende Gesellschaftsleben der großen Städte, in welchem die edle spanische Individualität vom allgemeinen weltmännischen Firniß übertüncht wird. Und auf der andern Seite sieht er, wie das eigentliche Volk allein sich noch die altspanische Denk- und Fühlweise bewahrt hat. Er kennt das Volk und seine Lebensweise durch und durch. Er hat es belauscht bei den Aeußerungen seiner Gedanken und Gefühle; er hat es studirt in seinen Sprüchen, Liedern, Märchen und Legenden; er ist entzückt, noch so reiche Ueberreste der herrlichen Vergangenheit zu finden. Aber die Bewohner der Städte im Allgemeinen und die vornehmen Stände im Besonderen sind dem Volksleben ganz entfremdet; sie sehen mit Verachtung auf den Arbeiter und den Bauer hinab und schämen sich vor Fremden, daß ein Spanier soviel Kindlichkeit und Einfachheit zeigen könne wie der gemeine Mann zeigt.

Dem will Caballero entgegenarbeiten, er will den modernen Geist mit all seinen Untugenden aus Spanien verjagen, dagegen den altspanischen Geist überall wieder eingeführt wissen. Wie gern zöge er eine Chinesische Mauer um sein geliebtes Land! wie gern gäbe er jedem Fremden, der die spanische Individualität verachtet, einen Ausweisungsbefehl! Aber ihm fehlt die Macht. Dafür kann er auf andere Weise wirken, und er will es. Er will seinem Volke einen Spiegel vorhalten, in dem es sich selbst erkennen soll, er will „Maler der Zeitsitten“ sein, „keine Romane“ schreiben, „sondern Gemälde des menschlichen Lebens, wie es ist“ liefern.

„Wie es ist!“ Caballero legt einen ganz besondern Ton darauf, daß er wahre Gemälde gebe, und wiederholt dem Leser an vielen Stellen in seinen Romanen: „Selbst in Bezug auf das Unglaublichste möge meine Versicherung, daß es wahr ist, dir als Bürgschaft dienen.“ Ja, er geht so weit, in Anmerkungen zu mancher Scene sich als einen ganz Fremden hinzustellen, welcher diesen Auftritt irgendwo beobachtet hat, ihn wiedererzählt und nun Beobachtungen über denselben anstellt. An andern Stellen sagt er: „Solche Scenen lassen sich nicht erfinden, weil die Dichtung nie die Wahrheit erreichen kann.“

Inwieweit Caballero's Schilderungen wahr sind, das zu beurtheilen steht einem Deutschen und des spanischen Lebens Unkundigen nicht zu, ist auch für unsern Zweck unwesentlich. Es genüge deshalb die Bemerkung, daß die spanischen Kritiker in dieser Hinsicht nur eine Stimme haben, und daß sie Caballero nie den Vorwurf der Unwahrheit gemacht haben.

Fernan Caballero's Bedeutung als Spaniens nationalster Dichter wird noch erhöht durch die jetzt offenkundige Thatsache, daß er dem weiblichen Geschlechte angehört und seiner

Abkunft nach ein Deutscher ist. Caballero ist ein Pseudonym, welches die Dichterin gleich dem großen Schotten jahrelang mit aller Hartnäckigkeit bewahrt hat. Alle Welt bemühte sich, den Schleier zu lüften, keinem gelang es; Caballero machte sich in gutmüthig humoristischer Weise über die Neugier des Publikums lustig. Daß sich hinter dem Pseudonym eine Dame verberge, das fand man bald heraus, denn das weibliche Element beherrschte in den unter Caballero's Flagge segelnden Romanen fast vollständig das männliche, und die Gefühle des weiblichen Herzens waren mit einer Kenntniß und Zartheit geschildert, welche nur eine Frau besitzen konnte; endlich deutete auch die Redseligkeit und die Bereitwilligkeit, überall und über alles zu moralisiren, auf eine Angehörige des schönen Geschlechtes hin. Wenn man nun aber in Deutschland dagegen geltend machte, es seien in Caballero's Dichtungen manche Dinge mit einer Offenheit behandelt, welche in Deutschland und England gesellschaftlich verpönt sei, so antworteten die Spanier, daß dies eben spanisch sei, und daß man in Spanien bei solchen Offenheiten weniger Arges denke, als in den genannten Ländern bei verblühten Anspielungen. Die Spanier behielten Recht: Fernan Caballero war eine Dame.<sup>1)</sup> Ihr Vater war der aus Campe's Robinson unter dem Namen Johannes allbekannt gewordene Johann Nikolaus Böhl, der von seinem Vater nach Cadix zur Führung der dortigen Filiale seines Geschäftes gesandt wurde. Hier lernte er die schöne Spanierin Frasquita de Varea kennen, mit der er sich Frühjahr 1796 vermählte. Bald nachher reisten die beiden Gatten in die Schweiz nach Morges, wo 1797 unsere Cäcilia geboren und nach der Religion ihrer Mutter katholisch getauft wurde. Nach einigen

<sup>1)</sup> Vergl. zu der Lebensskizze den betr. Aufsatz von P. W. Kreiten in „Stimmen aus Maria Saach“. 1877, VIII.

Monaten kehrte die kleine Familie nach Spanien zurück, wo Böhl eifrig wissenschaftlichen Studien, namentlich über altspanische Literatur, oblag. Bald aber sehnte er sich nach Deutschland zurück. Er erwarb das adelige Gut Görslow in Mecklenburg und betrat 1805 wieder den heimathlichen Boden. Seine Frau hielt es jedoch im kalten Norden nicht lange aus, sie kehrte mit ihrem jüngsten Kinde nach Spanien zurück, den Knaben und die neunjährige Cäcilia dem Vater lassend. Für die Erziehung der letzteren wurde bestens gesorgt: die religiöse Erziehung besorgte eine katholische Belgierin, den Unterricht in den übrigen Fächern leitete der heißgeliebte Vater selbst. Nach der ersten heiligen Communion wurde Cäcilia zu ihrer Tante nach Thurow im Lauenburgischen gesandt, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen. Die kriegerischen Ereignisse jener Jahre zwangen Böhl, im Jahre 1813, nachdem er zur katholischen Religion übergetreten, wieder nach Spanien überzusiedeln. Hier fand er, daß er ein armer Mann geworden, fast sein ganzes Vermögen war verloren. Indessen verhalfen ihm seine spanischen Freunde bald wieder zu einer Existenz als Oberaufseher über ein großes englisches Weinbau-Geschäft in Puerto Santa Maria. Hier konnte Cäcilia ganz in den Reizen Andalusien's schwelgen, die sie später so anziehend geschildert. Sie erwarb sich aber auch in dem reichen Kreise von Gelehrten und Künstlern, der sich in dem Hause ihrer Eltern sammelte, einen unschätzbaren Reichthum vielseitiger Anschauungen und Kenntnisse. Zugleich auch befand sich Cäcilia hier in einem Sammelpunkt der politischen Bewegung des damaligen Spaniens — Vater und Mutter sandten manche gewandt geschriebene Flugschrift zu Gunsten der alten Ordnung in die Welt — und daraus erklärt sich die stark ausgeprägte politische Färbung der Romane unserer Dichterin.

So war Cäcilia fast neunzehn Jahre alt geworden, als sie sich mit einem spanischen Officier verheirathete. Nach kurzem Glück, kaum zwanzigjährig, verlor sie ihren Mann. Einige Jahre später wurde sie Gattin des Marquis von Arro-Hermoso, aber 1835 war sie schon wieder Wittwe. Sie wurde nun Erzieherin der künftigen Prinzessin von Montpensier. Später schritt sie zu einer dritten Ehe und zwar mit dem Advokaten Arron, den sie 1863 wieder verlor. Alle drei Ehen blieben kinderlos, am 7. April 1877 ging sie selbst, eine Achtzigjährige, zur ewigen Ruhe.

Als Schriftstellerin trat Fernan Caballero zuerst im Jahre 1849 mit dem Roman „Die Möve“ hervor. Der ungetheilte Beifall, welcher ihr für diese Dichtung in ganz Spanien zutheil wurde, ermunterte sie zu weiterm Schaffen. Es folgten die größeren Romane: „Elia“, „Clemencia“, „Lagrimas“ sowie eine ganze Reihe (24) kleinerer Erzählungen.

Betrachten wir die Gesammtheit des dichterischen Schaffens Caballero's, so finden wir auf den ersten Blick, daß die Schilderung der Charaktere, des Seelenlebens und der Sitten vorwiegt, und daß die Hauptstärke der Dichterin in der Gestaltung interessanter Charaktere, in der Darstellung ihres Gefühlslebens und in der Schilderung der Volksitten liegt. Vorzugsweise ist es das weibliche Geschlecht, welches in allen nur möglichen Gemüthsstimmungen zur Darstellung kommt. Caballero hat einen Reichthum der schönsten weiblichen Gestalten aus allen Volksschichten aufzuweisen, einen Reichthum, wie, kühn gesagt, keine andere Dichterin der Weltliteratur, Sand, Eliot, Hahn-Hahn nicht ausgenommen. Und in allen diesen Gestalten — Welch eine Natürlichkeit, Welch eine Frische, Welch eine Gesundheit des Geistes selbst bei kränkendem Körper! Da haben wir keine emancipations-süchtigen Damen, welche das Los des weiblichen Geschlechts

beklagen und Gleichstellung und gleiche Freiheiten mit den Männern beanspruchen; keine heftigen Salondamen, welche ihre Gefühle ästhetisch zergliedern; wir haben hier überhaupt keine Frauen, welche durch Geistreichigkeit und umfassende Bildung zu glänzen suchen, nein, wir haben bei Caballero überall nur das Weib im Durchschnittsmaße, das Mädchen und die Frau aus dem Volke, und aus den höhern Ständen nur die von moderner Bildung nicht belebten Damen, überall Gestalten, welche nicht gelernt haben und nicht lernen wollen, ihre Individualität zu verbergen, deren Naivetät deshalb den Leser nicht lachen macht. Aber diese Gestalten, welche gerade in Deutschland bei einem weniger begabten Dichter als Bet-schwestern verschrien werden würden, sind holde, lebenswürdige Geschöpfe, denen man mit Liebe folgt, in deren Gesellschaft einem das Herz aufgeht. Hier ist noch Natur, und nichts als Natur, aber stets nur die schöne Natur! Deshalb ist Caballero die realistische Dichterin im wahrsten Sinne des Wortes, und sie ist es, welche den realistischen Roman in Spanien eingeführt hat.

Auf jede einzelne Schöpfung der Dichterin einzugehen kann unmöglich unsere Aufgabe sein, wir können nur verweisen auf den duftigen Mädchenkranz in „Lagrimas“, auf Reina und Flora, auf Alegria, Constancia, auf die herrlichen Gestalten zärtlicher Mütter und Großmütter in den Novellen. Dagegen wollen wir versuchen, die Hauptpersonen in Caballero's Romanen kurz zu charakterisiren.

Da finden wir denn, daß ihre Heldinnen: Elia, Lagrimas, Clemencia, Dolores, Regla, Gracia u. a. mit nur einer Ausnahme sämtlich einen wehmüthig entsagenden Zug an sich tragen, welcher ihnen den Anschein der Passivität, aber nicht den der Gefühlspassivität gibt. Gewöhnlich stehen diese Frauen echt episch unter dem Druck der Verhältnisse. Gegen sie anzukämpfen, sind sie als Frauen zu schwach, auch

halten sie es meist für die Aufgabe ihres Lebens, zu leiden; und deshalb ergeben sie sich in ihr Schicksal und dulden als Opfer übermächtiger Verhältnisse.

Vor allen ist es Lagrimas, die Krone aller Frauengestalten Caballero's, welcher dieser Charakter aufgedrückt ist. Lagrimas ist wie eine Blume, welche bei der geringsten Berührung ihre Blüte schließt, eine Märtyrerin, ohne es zu wissen und ohne es sich zum Verdienst zu rechnen. Ihr ganzes Leben ist nur ein einziges Leiden. Aber wie ist dieses Leiden dargestellt! Wir sehen schon das Kind Lagrimas, als es seine Mutter ins Wassergrab versenken sieht und in kindlichem Wahnsinne ihr nachstürzen will, zu all den Leiden prädestinirt, welche das Schicksal mit seinem unheilvollen Füllhorn später über dasselbe ausgießt. Immer wieder steigt das furchtbare Bild des Meeres, welches seine Mutter aufgenommen, vor der Seele des Kindes auf, es glaubt das Tosen der wilden Wellen zu vernehmen, glaubt das graue Segeltuch zu sehen, in welches man den theuern Leichnam eingeschlagen — und wenn diese entsetzlichen Bilder auf das schwache Kind einstürmen, dann sinkt es nieder in schrecklichen Zuckungen. „Reina, das Meer, das Meer! Wenn du gesehen hättest, wie schrecklich es ist, wenn es böse wird. Es erhebt sich in Wellen wie eine wüthende Schlange, schäumt vor Zorn und brüllt vor Wuth, dann zerbricht es alles, zerreißt alles, vernichtet alles, verschlingt alles, die Lebendigen, um sie zu tödten, die Todten . . .“<sup>1)</sup> Die geringste unsanfte Bewegung entlockt dem Kinde Thränen, denn „seine Seele ist wie Glas, ein Hauch kann sie trüben, ein Sonnenstrahl sie durchdringen, ein Stoß hätte sie zerbrochen.“ Wo es aber ein liebendes Herz ahnt, dahin flüchtet es und schmiegt sich vertrauensvoll an.

<sup>1)</sup> „Lagrimas“ I, 112.

Das Kind wird eine Jungfrau, wie es ein Kind gewesen: still, in sich gefehrt, mit dem immer wehmüthigen Zug um die Lippen. Ihr harter Vater gestattet ihr bei ihrer Freundin Reina zu leben. Dort genießt sie ihre schönsten Tage, ohne aber jemals so fröhlich mit den jungen Männern plaudern zu können wie die übrigen Mädchen. Selbst als Genaro ihr naht und sie offenbar bevorzugt, vermag sie trotz innerer Seligkeit nicht heiter zu werden.

Lagrimas wagt kaum zu denken, daß Genaro sie liebt. Sie ist selig, daß ihr jemand so gütig begegnet, und mehr will sie nicht. Bald aber wird sie aus dem holden Traume aufgeschreckt, ihr strenger Vater kommt und holt sie. Sie folgt ohne Murren. Fern von allen Freunden verlebt sie harte Tage ohne jede Plage, und langsam schwindet sie hin.

Wer will aus dieser dürren Skizze ersehen, daß diese sanfte Dulderin mit dem Glorienschein der Poesie umgeben ist, daß die Dichtkunst aller Zeiten und Völker kaum Aehnliches aufzuweisen hat? Wer will es glauben, daß das stille Leben dieser holden Blume auf den Leser einen größern Reiz ausübt als das ausgelassene Treiben der andern reizenden Mädchengestalten? Wer ist Lagrimas? Ist sie nicht ein herzlich unbedeutendes Mädchen? Fehlt ihr nicht der schnelle Witz, die übermüthige Laune, die Frische des Gemüthes, fehlt ihr nicht jede Blut der Leidenschaft?

Ja, dies fehlt ihr, aber nicht die Wärme des Gefühls. Man lese die wehmüthigen, von Todesahnung durchschauerten Briefe aus Cadix, in welchen sie ihren Freundinnen mittheilt, daß ihre Kräfte immer mehr abnehmen, wo sie sagt:

„Nachts aber, Reina, wo ich nicht schlafen kann, wo die Schwäche mir auch den wenigen Schlaf genommen hat, dessen ich früher genoß, da preßt die Angst mir die Brust zusammen, als ob es mir an Luft fehlte. Du, Reina, weißt nicht, was Angst ist. O mögest du es erfahren! Die Angst, Reina, ist ein Todeskampf der Seele, die in der Welt keinen Platz mehr hat und sich nur nach dem Himmel sehnt;

alles verursacht Angst, besonders aber die Nacht und das Meer, und hier höre ich die ganze Nacht ein furchtbares Brausen. Das ist so schrecklich, daß ich zuweilen denke, das Meer empört sich gegen die Macht Gottes, der ihm Grenzen gesetzt hat; denn nur Flüche können so entsetzlich klingen.“

Jene Briefe, in welchen sie mit reizender Schüchternheit sich nach „ihm“ erkundigt und ihm gar nicht zürnt, daß er nicht geschrieben hat; in welchen sie ihre Freundin bittet, ihn doch gütig zu behandeln: jene Briefe, durchhaucht von reinsten Frömmigkeit und Milde des Herzens, lese man und frage sich, ob Caballero nicht eine große Dichterin ist.

Clemencia hat zu Anfang ihres Auftretens manche Aehnlichkeit mit Lagrimas. Durch ein seltsames Geschick wird sie die Gemahlin eines jungen Wüstlings, welcher sie auf jede Weise quält und ohne Rücksicht auf sie seinen Lastern nachhängt. Clemencia trägt alles geduldig; sie sucht ihren Gemahl zu bessern, aber es gelingt ihr nicht. Plötzlich geht derselbe zur Armee ab und bald darauf läuft die Nachricht seines Todes ein. Clemencia vergießt manche Thräne und betrauert ihren Gemahl lange Zeit. Ihr Leben ist freudlos. Da wird sie zu ihren Schwiegereltern gerufen, und nach kurzem Bedenken folgt sie der Einladung. Sie findet einen trefflichen alten Herrn und eine gütige Dame. Besonders ersterer schließt sie tief in sein Herz. Er gewöhnt sich bald so an sein „Malvenröschen“, daß er ohne dasselbe gar nicht mehr leben kann. Kein Wunder, wenn er Clemencia so an sich fesseln will, daß er sie nicht mehr, sondern nur sie ihn durch den Tod verlieren kann. Das beste Mittel scheint ihm eine Heirath zwischen seinem Neffen Pablo und Clemencia. Rasch wie er ist, stellt er letzterer sofort seinen Plan vor. Clemencia erschrickt. Sie liebt zwar Pablo herzlich, aber gewiß nicht mit jener Liebe, welche ihr zu einer ehelichen Verbindung nothwendig erscheint. Außerdem haben die vielfachen Scherze Onkel Martin's über seinen etwas unbeholfenen

Neffen in des Mädchens Herzen ein gewisses Mitleid erzeugt, welches die volle Hingebung verhindert. Sie lehnt daher ab, und als Onkel Martin nebst seiner Frau bald darauf stirbt, reißt sie nach Sevilla. Hier sammelt sich um die schöne junge Frau bald ein Kreis von Freundinnen und Verehrern. Namentlich bewerben sich ein Franzose und ein Engländer Sir George um sie. Ihr Herz neigt dem letztern zu, aber in intimen Gesprächen enthüllt sich ihr sein niederer Charakter. Sie stößt ihn deshalb sofort zurück und läßt alle seine Briefe uneröffnet. Zugleich aber bittet sie Pablo nach Sevilla zu kommen. Er kommt sofort.

„Kaum war er angekommen, kaum hatten die ersten Begrüßungen stattgefunden, als Clemencia zu ihm sagte:

„Pablo, liebst du mich noch?“

Pablo war so erstaunt und verblüfft über diese plötzliche Frage, daß er nicht antwortete.

„Antworte mir, Pablo“, sagte Clemencia.

„Ich antworte nicht, Clemencia, weil du mich nicht fragst, um meine Antwort zu erfahren“, sagte er endlich.

„Nun denn, um sie zu hören.“

„Und zu welchem Zwecke willst du sie hören?“

„Damit sie mir, falls sie bejahend ausfällt, einen Anlaß und zugleich den Muth gebe, dir zu sagen, Pablo, daß ich deine Liebe werthschätze, verdiene, annehme und erwidere.“

„Welchem Umstande soll ich diese Umwandlung zuschreiben?“ rief Pablo aus, dessen Stimme vor Erregung zitterte. „Ist es Ironie, ist es Hohn?“

„Nein, Pablo, nein; es ist hohe Achtung, innige Liebe und die Ueberzeugung, daß du und nur du der Mann bist, an dessen Seite ich das Glück finden kann, wie ich es verstehe.“

„Hast du einen andern geliebt, Clemencia, und beurtheilst du vielleicht so meine Gefühle nach Vergleichung?“

„So ist's, ich leugne es nicht, und mit derselben Aufrichtigkeit und Wahrheit, womit ich dir dies bekenne, füge ich hinzu, daß ich die Liebe des Mannes, den ich geliebt habe, nicht nur verschmähe, sondern verachte; seine Persönlichkeit ist mir nicht zuwider, aber sie ist mir gleichgültig“ u. s. w.

Ueber die liebliche Elia, welche, kaum zur Jungfrau erwachsen, der Liebe wegen so Hartes erdulden muß und nach langem Kampfe entsagt, wollen wir kein Wort verlieren. Das ist am wenigsten ein Charakter, welcher eine Analyse zuläßt, man muß ihn sich vom Dichter vorführen lassen.

Anders ist es bei Maria, der Heldin des prächtigen Romans „Die Möve“. Da haben wir ein Mädchen, welches nichts wissen will von christlicher Entsagung und Liebe, sondern welches lieben und geliebt sein will, heiß und verzehrend.

Maria ist die Tochter des armen alten Fischers Pedro. Sie ist ein wildes, braunes Ding von trotzigem Gesichte und unfreundlichem Wesen. Man nannte sie die Möve, „weil sie sehr lange Beine hatte, auf dem Wasser wie auf dem Lande lebte, viel sie sang und schrie und von Fels zu Fels sprang, wie die Möven.“ Eines Tages aber liegt Maria sterbenskrank in ihrer Hütte. Niemand im Dorfe weiß, was ihr fehlt, man schickt deshalb zu dem deutschen Arzte Stein, welcher sie auch bald heilt. Während der Krankheit wird das schweigsame Mädchen zutraulicher; sie flieht die Gesellschaft der Menschen nicht mehr. An Stein schließt sie sich besonders an, weil dieser ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme auszubilden sucht. Bald fühlt er sich von Liebe zu dem schönen Mädchen ergriffen. Der alten Tante Maria entgeht das nicht, und als sie auch Maria's Anhänglichkeit an Stein bemerkt, hält sie auch deren Gefühle für Liebe. Sie fragt das Mädchen deshalb insgeheim, ob Stein sie heirathen wolle. Maria sagt nicht Nein, nicht Ja, bei sich aber denkt sie:

„Ja, er liebt mich, das wußte ich schon. Aber er liebt mich — wie Bruder Gabriel die Tante Maria, das heißt, wie alte Leute sich lieben. Er setzte sich keinem Platzregen unter meinem Fenster aus,

um sich nicht zu erkälten. Nun, wenn er mich heirathet, werd' ich's nicht schlecht haben, das ist gewiß; er wird mich thun lassen, was mir gefällt, wird mir auf der Flöte vorspielen, wenn ich es verlange, wird mir kaufen, was mein Herz sich wünscht. Wenn ich seine Frau wäre, könnte ich ein Flortuch tragen wie Quela, die Tochter des alten Juan Lopez, und eine Spitzenmantille von Almagro, wie die Frau des Alcalden. Wie sie vor Neid bersten würden! Aber mir scheint, Don Federico, der vor Liebe schmilzt wie Speck in der Pfanne, wenn er mich singen hört, denkt nicht mehr daran, mich zu heirathen, als Don Modesto seine geliebte Rosa . . . die der Teufel holen möge!"

Aber Stein denkt doch daran, sie zu heirathen, und sie kommt ihm auf eine nur ihn überraschende Weise entgegen. Stein spricht von seinen grauen Haaren und fährt dann fort:

"Nun sieh', ich bin noch recht jung, aber Leiden machen den Kopf vor der Zeit alt. Mein Herz ist jung geblieben, Maria, und würde dir Frühlingsblumen bieten, wenn ich nicht fürchtete, daß die traurigen Anzeichen des Winters, die meine Stirn umgeben, dich erschrecken."

"Es ist wahr", antwortete Maria, die ihrem natürlichen Triebe nicht widerstehen konnte, „ein Bräutigam mit grauen Haaren ist nichts Anziehendes."

"Das dachte ich mir", sagte Stein traurig; „mein Herz meint es redlich, und Tante Maria täuschte sich, als sie mir dies Glück als möglich schilderte und dadurch in meinem Herzen Hoffnungen erregte, die, ohne Wurzeln, gleich der Himmelsblume, nur beim Hauche des Nordwindes entstehen."

Maria, welche sah, daß sie durch ihre Unfreundlichkeit ein Herz zurückgestoßen hatte, das zu zart war, um noch weiter in sie zu dringen, und einen Mann, der bescheiden genug war, um einzusehen, daß jener Einwurf allein hinreichte, seine übrigen Vorzüge werthlos zu machen, sagte schnell:

"Wenn auch ein Bräutigam mit grauen Haaren nichts Anziehendes ist, so ist doch ein Ehemann mit grauen Haaren nichts Zurückstoßendes."

Stein ist im hohen Grade erstaunt, er fragt:

"Würdest du mich also heirathen, schönes Naturkind?"

"Warum nicht?" antwortete die Möve.

Stein macht nun seinen Gefühlen in warmen Worten Luft. Maria hört ihn an und zeichnet gelangweilt Figuren in den Sand. Die Hochzeit ist bald. Als am Abend die beiden jungen Eheleute nach Hause gehen und Stein sich wieder in seiner gefühlvollen Weise gehen läßt, antwortet Maria in ganz unwirschem Tone: „Ich amüsirte mich so gut, ich weiß nicht, warum wir das Fest so früh verlassen.“

Die Möbe will eben eine andere Liebe als die Mondscheinliebe des sinnigen Deutschen, ein anderes, bewegteres Leben als in dem kleinen, elenden Dorfe. Zwar kann sich ihre Seele noch keine Vorstellung davon machen, wo es besser wäre, aber es ist ein unbestimmtes Bild anderer Freuden, welches ihr immer vorschwebt. Endlich aber gewinnt der Traum Gestalt und Farbe. Ein Herzog gelangt in das kleine Dorf, sieht das schöne junge Weib und hört sie singen. Enthusiasmirt spricht er davon, sie mit sich nach Sevilla zu nehmen, wo sie Ehre und Reichthum ernten werde. Maria hört erregt zu, und als der Herzog fort ist, sagt sie zu ihrem Gatten:

„Wir wollen fort, wir müssen fort! Wie? Das Schicksal ruft mich und bietet mir Kronen, und ich sollte taub bleiben? Nein, Nein!“ Sie ist nicht mehr zu halten. Widerstrebend gibt Stein nach. Maria denkt nicht an ihren alten Vater, welchen sie allein zurückläßt, nicht an Stein, den sie aus seiner friedlichen Thätigkeit reißt — nur an sich, an Glanz und Ruhm.

Und beides wird ihr in vollstem Maße zutheil. Sevilla liegt zu ihren Füßen, sie fühlt sich befriedigt. Sie genießt ein Leben, wie sie es sich stets gewünscht. Nun tritt auch eine Liebe an sie heran, wie sie ihr heißes Naturell verlangt. Sie sieht den schönen Stierkämpfer Pepe Vera in der Arena, Beider Blicke begegnen sich, und dieser eine Blick sagt genug. Es gelingt Pepe Vera, Maria zu sprechen, sie wird die Seine,

die Sklavin des herrischen Mannes, der alles verlangt und für keine Gabe dankt.

Maria fühlt sich nicht glücklich in dieser Liebe, und doch kann sie nicht von ihr lassen. Ein einziges Wort des schönen Matadors macht alle ihre Einreden zunichte, und folgsam geht sie mit ihm zu den nächtlichen Orgien, welche eine ausgelassene Gesellschaft von Stierkämpfern und Sängern begeht.

Aber Stein entdeckt diese heimliche Verbindung und reißt ohne Abschied ab. Auch der Herzog zieht seine Hand von ihr. Maria, ohne Halt in der Gesellschaft, zerrüttet durch ihre Ausschweifungen, wird schließlich nach Stein's Tode Frau eines Barbiers.

Ferdinand Wolf legt diesem prächtig gezeichneten Charakter noch eine andere als bloß dichterische Bedeutung bei. Er sagt: „Ist das nicht zugleich ein sprechendes Bild unsers modernen egoistischen Virtuosenthums?“

Den Männern ist, wie schon bemerkt, in Caballero's Romanen nur wenig Raum gelassen. Wo aber Männer auftreten, da sind es gut gezeichnete Charaktere mit etwas humoristischen Anflüge. Es sind stets Männer, welche durchaus der Wirklichkeit entsprechen, und darin hat Caballero in der Weltliteratur wol nur einen weiblichen Concurrenten, die Eliot, welche freilich die spanische Dichterin nicht ganz erreicht.

In „Lagrimas“ haben wir zunächst die drei prächtigen Studentenfiguren: Marcial, den unfreiwilligen Humoristen, Fabian, den Dichter oder den „sanften Fluß“, und Genaro, den Weltmann, welcher Beide aus dem Sattel hebt.

Marcial ist ohne Zweifel die anziehendste dieser Gestalten. In diesem jungen Manne steckt der Geist des Widerspruchs. Auf's höchste eingenommen von sich selbst, kann er gar nicht den Gedanken fassen, daß ein anderer etwas besser wissen könne als er, daß ein von ihm angebetetes

Mädchen einen andern ihm vorziehen könne. Steif und fest behauptet er, auf dem Libanon wüchsen Palmen, Calderon habe 1000 Komödien geschrieben, und wenn seine beiden Kameraden ihn corrigiren, dann nennt er sie „Grünschnäbel“. Seine Cousine Reina, glaubt er, sei leidenschaftlich in ihn verliebt; alle ihre grausamen Spöttereien vermögen nicht, ihn von seiner Eibildung zu befreien, und endlich kann er in der That das Mädchen nicht begreifen, daß es Genaro ihm vorziehen konnte. Auch merkt Marcial nicht im geringsten, daß seine beiden Freunde ihn foppen und hänseln; er ist eben harmlos und gutmüthig und meint, er sei der Schlaueste der Menschen. Die folgende Scene mag dies zeigen:

„Ich habe ein Rendezvous“, sagte Marcial am folgenden Tage zu seinen Freunden, als er seine Danaidenarbeit, die Toilette, begann.

Fabian und Genaro, die studirten, antworteten nicht.

„Die vielen Rendezvous werden mir lästig“, fuhr Marcial fort, „sie rauben mir die Zeit.“

Das nämliche Schweigen.

„Ich sage nicht“, fuhr Marcial fort, nachdem er sich umgesehen, um sich zu überzeugen, daß seine schweigsamen Freunde nicht schliefen, „ich sage nicht, und das kann auch nicht damit gesagt sein, daß mir die Abenteuer kein Vergnügen machten; ich bin der Mann danach, zwanzig Intriguen auf mich zu nehmen — zur Stunde sei's gesagt, denn wenn ich nicht bei der Partie, die ich machen kann . . .“

Das nämliche Schweigen.

„Aber die Intrigue von diesem Morgen“, fuhr Marcial nach einer Pause fort, während welcher er sich überzeugte, daß die Partie, «die er machen konnte», seinen Freunden die Lippen nicht öffnete, „würde ich jedem von euch abtreten, denn ich bin jetzt entschlossen, Reina treu zu bleiben.“

Das Schweigen dauerte fort.

„Meine Herren“, rief Marcial aus, „sind wir vielleicht in La Trappe?“

„Wollte Gott!“ sagte Genaro.

„Es wäre nicht übel“, erwiderte Marcial, „denn dann wäre dieses impertinente «Wollte Gott» nicht ausgesprochen. Wisse, diplo-

matischer Schüler, daß die Macchiavelli's hundert Procent verlieren, wenn sie aufrichtig sind. Talleyrand, der es verstand, hat gesagt, der Gedanke diene dazu, die Sprache zu verbergen."

"So etwas hat er nicht gesagt", rief Fabian aus, "er hat im Gegentheil gesagt, die Sprache sei . . ."

"Schweig, schweig, sanfter Fluß, und friere zu wie die Kewa im Januar; du willst gar zu gern immer etwas an mir mäkeln; ich muß aber besser wissen als du, was Talleyrand gesagt hat, der nicht darum Dichter war, damit du ihn auswendig weißt. Doch zur Sache; wem von euch beiden soll ich mein Rendezvous abtreten?"

"Ich habe genug Rendezvous mit meinen Büchern", jagte Fabian.

"Bei Rendezvous, in Abwesenheit und in Krankheiten vertrete ich niemandes Stelle", fügte Genaro hinzu.

Das vorige Stillschweigen trat wieder ein.

"Und ihr fragt mich nicht", sagte Marcial nach einer Weile, indem er sich mit großer Sorgfalt den schönsten Scheitel in seiner Art zog, "wer die Rendezvousgeberin ist?" und so geht es weiter.

Fabian hört diese Renommagen mit gutmüthigem Lächeln an, er ist nicht gewigt genug, um ihnen in schlagfertiger Weise begegnen zu können. Nicht so Genaro. Dieser rückt dem eiteln Freunde sein lächerliches Benehmen in feiner Weise vor, er bringt ihn in der Gesellschaft in Mißcredit und hebt ihn aus dem Sattel; namentlich bei Keina, von welcher Marcial ja als feststehend annimmt, daß sie in ihn verliebt sei. Genaro geht bei seinen Operationen sehr kaltblütig zu Werke, er ist ja ein Weltmann, er weiß seine Neigungen zu verbergen und hat gelernt, sie seinem Willen unterzuordnen. Bei allen seinen Unternehmungen studirt er leidenschaftslos zuerst die Situation und entwirft danach seinen Angriffsplan. So hat er denn als bestes Mittel, Keina's Augen auf sich ziehen, gefunden, daß er Lagrimas den Hof machen müsse. Er thut es denn auch in sinniger Weise. Der grausame Spott, mit welchem ihn von nun an Keina verfolgt, zeigt ihm, wie richtig er gerechnet. Als Lagrimas von ihrem Vater fortgeholt wird, hat er sie vergessen, und als eines Tages Keina ihn daran erinnert,

verspricht er einen Brief zu bringen, damit ihn Keina in den ihrigen einschleße. Genaro bringt am andern Tage wirklich einen Brief. Keina besieht ihn lange, dreht ihn hin und her — wie gern möchte sie wissen, was Genaro an die „langweilige“ Lagrimas schreibt! Sie zögert — aber die Neugierde siegt, sie öffnet den Brief, und die ersten Worte, welche sie liest, lauten:

„Da ich weiß, daß Sie diesen Brief lesen werden, so wende ich mich an Sie, Keina.“

Erschrocken und verwirrt hielt Keina inne.

„Unverschämter!“ rief sie voll Entrüstung aus. „Welche Verwegenheit! Aber was kann er mir schreiben?“

„Haben Sie jemals glauben können, Keina, daß ich eine andere als Sie liebte oder lieben könnte? Ich habe den Schatten des hohen Baumes gesucht, um in demselben verborgen die Höhe seiner Zweige messen, die Tiefe seiner Wurzeln ergründen zu können; das habe ich gethan. Ich sage damit noch nicht, daß ich Sie liebe. Alles in mir, Keina, ist dem Willen unterworfen und gehorcht dessen Zügel. Wie der vorsichtige Schiffer, der sich nicht eher in eine Bucht wagt, als bis er weiß, daß keine Klippen darin sind, werde ich, Keina, Sie nicht eher lieben, als bis ich mich überzeugt habe, daß meine Liebe Würdigung und Erwiederung findet; wenn sie diese fände, dann, Keina, würde ich Sie lieben, wie Sie es verdienen; denn ich allein verstehe Ihren Werth zu schätzen und Ihnen alle eines solchen Gegenstandes würdige Liebe zu weihen, eine Liebe, für welche mein ganzes Wesen und alle Kräfte meiner Seele zu gering, mein ganzes Leben zu kurz sein würde; denn ich liebe Sie nicht, wie Marcial, weil Sie schön sind; nicht, wie Fabian Sie lieben würde, weil Sie klug sind; ich liebe Sie, weil Sie schwer zu erreichen sind wie der Adler, und schwer festzuhalten wie die Schlange; ich liebe Sie, weil Sie lieben einen Triumph feiern, einen Sieg davontragen heißt. Aber mit derselben Offenheit, Keina, womit ich Ihnen dies sage, füge ich hinzu, daß ich Ihre Liebe nicht wie eine Gnade von Ihnen erbitte, da ich Ihnen dafür die meinige biete. Ich will nicht, daß die Frau, die ich liebe, die Augen zu mir erhebe, wie Lagrimas, noch auf mich herabsehe, wie Sie es mit denen, welche Sie lieben, machen zu können meinen.“

Und in diesem Tone geht es weiter in dem Briefe, den Reina ein Meisterstück von Berwegenheit und Insolenz nennt, den sie entrüstet in die Ecke schleudert. Und trotzdem wird sie endlich Genaro's Braut. Die Entwicklung dieses interessanten Verhältnisses ist von großer Schönheit.

In demselben Roman haben wir den mit wundervollem Humor gezeichneten Don Jeremias, welcher aus Furcht vor Verlusten nie dazu kommt, sein Geld vortheilhaft anzulegen, und eines jähen Todes stirbt, als er die Nachricht von der Julirevolution erhält.

So hervortretend wie in diesem Roman sind die Männer von Caballero nicht wieder geschildert. Mehr zurück treten sie in „Clemencia“, die Hauptrolle spielt hier Don Galo, obgleich er nur Statist ist. Don Galo ist der Allermeltsbeter, der Allermeltsontel, der Allermeltsliebhaber. Er hat Zutritt in allen Familien, er kann kommen, wann er will, er darf sagen, was er will — er ist unentbehrlich. Um so mehr, als er mit den Freuden und Leiden der befreundeten Familien aufs Genaueste bekannt ist und über Alles Auskunft geben kann. Da heißt es in der Gesellschaft:

„Don Galo, war es nicht im fünften Monate, wo mein Junge Zähne bekam? — Ja, in fünf Monaten und sechs Tagen; es war am Andreastage. — Don Galo, um wie viel Uhr kommt das Dampfschiff an? — Don Galo, wann starb doch der Erzbischof? — Pando, wer predigt denn morgen in der Kathedrale? — Don Galo, den wievielften haben wir heute? — Pando, wer macht denn jetzt der jungen Wittwe die Cour? — Don Galo, was wird denn heute Abend gegeben? — Pando, ist die Gräfin mit ihrer neuen Köchin zufrieden?“

Hat Don Galo die Neugier der Mütter befriedigt, so widmet er sich der Jugend, namentlich, und mit ganz besonderer Vorliebe, der unverheiratheten oder verwittweten weiblichen. Wir dürfen es nämlich unserm Leser verrathen, daß Don Galo in unfreiwilligem Coelibat lebt — der Grund ist einer der unangenehmsten, weil er jedes poetischen Reizes

entbehrt — Don Galo hat kein Geld! Mit bloß 7000 Realen<sup>1)</sup> des Jahres muß er sich unterhalten, wie könnte da etwas übrig bleiben für Frau und Kinder? Diese Nothwendigkeit macht Don Galo nicht wenigen Kummer. . . .

Was half es also Don Galo, daß er trotz vorgerückter Jahre ein jugendliches Aussehen sich bewahrt hatte? Daß man ihn für 20 Jahre jünger ansah, als er in der That war? Freilich! Er steht bei den jungen Damen in hoher Gunst — aber ist das nicht gerade ein sicheres Zeichen seiner Ungefährlichkeit? O Jammer! So theilt er denn sein Herz nach allen Seiten. Mit unwandelbarer Treue weilt er sich einer jungen Dame, sitzt an den Gesellschaftsabenden an ihrer Seite, und wenn dann ein junger kühner Ritter ihm seine Dame entführt, dann geht er traurig beiseite.

Das ist Don Galo schon häufig geschehen, aber noch nie hatte es ihn so geschmerzt wie bei Clemencia. Die junge Wittwe hatte ihn vollständig bezaubert. Er sang ihr Lob in allen Kreisen und allen Tonarten; er vertheidigte sie gegen jedes böse Wort, welches mißgünstige Menschen gegen sie fallen ließen; er liebte sie von Herzen, weil sie so gut war und einen so trefflichen Liqueur besaß wie kein anderer in Sevilla. Wie reizend hatte er es sich gedacht, dies Götterleben, so bis an's Ende der Tage nach „Clemenzchen“ gehen und bei ihr plaudern zu können. Und da kommt wie ein Blitz aus heitern Wolken dieser Pablo! Don Galo weiß nicht, was er sagen soll, als Clemencia ihm diese Neuigkeit mittheilt.

„Don Galo machte eine solche Bewegung des Erstaunens, daß der Liqueur in seinem Glase schwankte wie das Meer bei Ebbe und Flut. Dies Erstaunen hatte seinen Grund nicht etwa darin, daß er,

<sup>1)</sup> Etwa 1400 Mark.

ohne selbst zu wissen warum, sich eingebildet, Clemencia habe auf der Erde, gleich den Sternen am Himmel, ihren guten und unveränderlichen Platz, und jede Abweichung von demselben sei eine Ummwälzung der einmal eingeführten Ordnung. Ueberdies war für Don Galo die Anzeige von der Heirath irgendeiner Schönen dasselbe, was für den Jäger, auch wenn er noch so ungeschickt ist, die Anzeige, daß die Jagdzeit aus ist.“

Anfangs kann Galo die Wahl seiner Clemencia gar nicht begreifen, denn Pablo scheint ihm nicht viel Anziehendes zu haben. Bald, sehr bald aber überzeugt er sich, daß Clemencia gut gewählt hat, und nun ist niemand eifriger bestrebt, Pablo's Lob zu verbreiten, als er.

Neben diesem trefflich gezeichneten Charakter finden die übrigen Männergestalten nur wenig Beachtung, den alten Don Martin und Sir George ausgenommen.

Wenn ich sage, daß diese Charaktere den Leser in hohem Grade fesseln, so liegt darin schon ausgedrückt, daß Caballero dieselben auch in dichterischer Weise zur Darstellung bringt. Freilich kann auch sie sich von der unkünstlerischen Gewohnheit der Romandichter, jede Person bei ihrem ersten Auftreten in detaillirtester Weise zu beschreiben, nicht ganz losmachen, indessen treibt sie diese Unart nie so weit, daß sie dem Leser lästig fällt. Sie hält dieselben im Gegentheil, vielleicht weil sie die natürliche Langweiligkeit dieser Schilderungen herausfühlte, in fein humoristischem Stile, und betrügt so nicht selten die Kritik. Lassen wir ihr diesen Fehler! Sie entschädigt uns ja tausendfach dafür durch die vollendete Anschaulichkeit, mit welcher sie jede Person vor uns hinstellt. Tragen wir auch ihrem polemischen Geiste Rechnung, wenn sie manchmal statt des Individuums die Art, statt der Person den Typus, oder deutlicher gesprochen, statt eines Rothschild den Millionär im Allgemeinen zeichnet.

Höchst geschickt ist Caballero in der Anwendung einzelner charakteristischer Züge. So gibt z. B. die folgende

Scene ein prächtiges Bild der kindlich-frommen Gemüthsrichtung der Assistentin:

„Nein, Señora“, versetzte Carlos; „es ist ein junger, vornehmer Engländer, der Sohn eines Bischofs.“

„Wie?“ fragte die Assistentin, „der Sohn eines Bischofs? Was sagst du da, Mensch?“

„Ja, Señora, das sage ich. In England vermählen sich die Bischöfe.“

„Das ist die frechste Lüge!“ antwortete die Señora; „sie ist so groß, daß sie jedes Scheins der Wahrheit entbehrt. Willst du mich glauben machen, daß es ein Land gibt, wo die Bischöfe heirathen?“

„Ei, seht meine Tante“, sagte Carlos, „wie sie einen mit aller Unbefangenheit einen Lügner nennt! Ja, Señora, ja, Señora, in England heirathen die Pfarrer, die Domherren und die Bischöfe, die Chorknaben und die Kapläne; dort ist ein allgemeines Heirathen.“

„Höre, Milchbart“, sagte die Assistentin ungeduldig, „bildest du dir vielleicht ein, daß ich deine Lügen wie Speckschnitte hinunterschlucke? — Der Sohn eines Bischofs! — Dem bösen Feind könnte nichts Uergeres einfallen!“

„Was einfallen“, rief Carlos aus, in ein lautes Gelächter über die Ungläubigkeit seiner Tante ausbrechend. „Fragen Sie doch Clara, welche in London gewesen ist.“

„Gewiß, Tante“, sagte die Gräfin, „dort sind die Bischöfe verheirathet; denn weil sie keine Papisten, wie sie uns nennen, sind, können sie . . .“

„Und auch du, Clara?“ unterbrach sie die Assistentin; „seid ihr verrückt, oder wollt ihr es mich machen? Eine Bischöfin! Bischöfin! Don Benigno, begreifen Sie, daß es eine Bischöfin geben könne?“

Gleichgroß wie in der Zeichnung der Charaktere, ja wol größer noch ist Caballero in Darstellung des geselligen Lebens. Abgesehen von der Anschaulichkeit dieser Schilderungen müssen dieselben an sich schon einen großen Reiz auf den deutschen Leser ausüben. Denn eine solche Ungezwungenheit im geselligen Verkehr, eine solche Freiheit im Verhältniß der beiden Geschlechter, wie sie sich in Caballero's Romanen offenbaren, sind uns Deutschen gänzlich unbekannt. So versammeln sich allabendlich bei den Marquisen in

„Clemencia“ und „Lagrimas“ eine Anzahl lebenslustiger Leute: alte und junge Herren und Damen. Die Jungen setzen sich in Gruppen zusammen, da wird geneckt, geliebelt, Intriguen werden gesponnen, Lieder gesungen, Verirräthsel aufgegeben, alles in ungebundenster und doch so gehaltener Weise. An andern Tischen sitzen die Alten beim Spiel, manchmal überschüttet von dem gutmüthigen Spotte der Jüngern.

Und dazu kommt die unnachahmliche Frische und Unmittelbarkeit dieser Schilderungen, welche uns ganz die Kunst vergessen läßt, mit welcher die Dichterin sie zu einem schönen abgerundeten Ganzen zusammenfügt. Kein Mißton stört den reinen Zusammenklang so vieler Stimmen. Sorgsam hat die Dichterin Alles entfernt, was den schönen Eindruck trüben könnte. Ihre Bilder sind deshalb auch nicht todte, geistlose Photographien des spanischen Lebens, sondern durchgeistigte Abbilder, überhaucht vom schönsten Humor, einem Humor, welcher dem der Eliot ebenbürtig zur Seite steht. Besonders kommt dieser Humor, vermischt mit einer leisen Ironie, zur Geltung, wo sie das Landleben schildert. Die einfachen Gestalten der Landleute, deren Horizont nicht weiter geht als das Weichbild ihres Dorfes; das Zusammenleben derselben mit den Thieren, ihre Anhänglichkeit an die Blumen, ihre innige Liebe zu den Kindern, ihr weiches mitleidiges Herz, ihre immer offene Hand — geben ein höchst poetisches Bild des heutigen spanischen Bauern.

Wenn Caballero in Verbindung mit diesen Schilderungen auch regelmäßig höchst genaue Bilder des Schauplatzes entwirft, so können wir ihr, offen gestanden, nicht in gleichem Grade dankbar sein. Mögen diese Beschreibungen noch so sehr den wirklichen Verhältnissen entsprechen — dichterischen Werth haben sie in ihrer ermüdenden Länge nicht. Wollten sich doch überhaupt nur die Romandichter davon überzeugen,

daß es leichter ist, eine genaue Beschreibung abzufassen, als einer solchen lesend Geschmack abzugewinnen! In den wenigsten Fällen erhält der Leser eine deutliche, zwanglose Vorstellung des geschilderten Ortes. Wie recht hat Fielding, wenn er mit folgenden Worten sich die Gelegenheit einer längern Beschreibung entgehen läßt: „Denn die, welche die Gegend nicht gesehen, werden sich nach meiner Beschreibung doch keine Vorstellung von ihr machen können.“

Einige der Beschreibungen Caballero's sind indessen von großem Interesse, weil sie von echtem Humor übergoldet sind. Man lese nur die einer Studentenbude:

„Wenn Jemand ein umgestürztes Zimmer hätte malen wollen, wie man wol einen umgestürzten Tisch malt, so hätte er sich ein Wohngemach im ersten Stock eines Kosthauses der Straße San-Gloy in Sevilla zum Muster nehmen können. Es war mit nichts besser zu vergleichen, als mit dem Schlachtfelde Agramante's, wenn auf demselben die zahlreichen Streiter der Wissenschaft mit den nicht weniger zahlreichen Streitern der Mode auf Tod und Leben gekämpft hätten.

„Hier lag auf der Erde ein Fläschchen mit Macassaröl, das auch seinen letzten Tropfen Blutes verloren hatte. Ein lateinisches Wörterbuch zeigte seine verstümmelten Eingeweide, hier und da mit schwarzen Brandflecken bedeckt. Ein Frack hatte sich mit herabhängendem Halbe und Armen ohnmächtig über einen gastfreundlichen Stuhl gelehnt. Einige Bücher, vielleicht Feiglinge oder Mitglieder von Friedensgesellschaften, waren davongelaufen und hatten sich in einen Winkel verkrochen.

„Auf dem Tische öffnete ein Tintenfaß seinen schwarzen Mund und war einem Mörser zu vergleichen, der nicht mehr Feuer speit; zu seiner Seite waren die Federn gleich besiegten Standarten niedergefallen. Das „Spanische Landrecht“ hatte die volle Ladung jenes vortrefflichen Lavendelwassers erhalten, das in Sevilla auf dem Plage San-Vicente fabricirt wird. Auf der „Verfassung“ lastete der Druck eines abscheulichen reactionären Pomadentopfes; und einige Handschuhe schrien um Aufnahme in's Invalidenhaus.“

Nun aber kommen wir zu einem Punkte, in welchem Caballero entschiedenen Tadel verdient: es ist der Mangel einer ereignißvollen Handlung. Alle drei großen Romane

würden auf ein Minimum beschränkt werden, wenn man ihnen alle jene Schilderungen nähme, welche lediglich der Sittenmalerei wegen da sind. Nirgends eine spannende Verwicklung und scharfe Conflict! Das ist nicht episch. Die ganze Fülle des Lebens soll sich vor uns entfalten, nicht aber durch Darstellung unwesentlicher Scenen, sondern durch eine reichgegliederte, bedeutungsvolle Haupthandlung. Diese fehlt den Romanen Caballero's und das ist ihre große Schwäche. Aber auch hier hat Caballero mit Bewußtsein so gehandelt, denn in der Vorrede zu „Clemencia“ S. 9 sagt sie mit Eugenio de Ochoa: „Der Roman lebt wesentlich von Charakteren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gattungen der Literatur diejenige, welche am wenigsten der Handlung bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren, aber wenig, sehr wenig, genügt ihm“. Das ist natürlich falsch, aber mit Rücksicht hierauf steigt Caballero's Bedeutung als Schöpferin anziehender Charaktere. Denn wenn ein Leser sich ganze Bände hindurch nur durch diese so sehr fesseln läßt, daß er das Unbedeutende der Handlung ganz vergißt, so muß der Schriftsteller ein großer Dichter sein. Und das ist Caballero trotz einiger Mängel.